

März 2007

verbundjournal

Das Magazin des Forschungsverbundes Berlin e.V.

Aus dem Provisorium ist eine Einrichtung
mit Vorbildcharakter geworden

15 Jahre Forschungsverbund Berlin

Die Idee kam in der KneipeS.6
Jochen Stoehr erinnert sich an die Anfänge des For-
schungsverbundes.

Laser soll Brustkrebs sichtbar machenS.8
Prof. Halina Abramczyk forscht für die nächsten drei
Jahre am MBI.

Neuigkeiten vom Nashorn-BabyS.12
Dem kleinen Rhino geht es gut, obwohl die Mutter es
nicht angenommen hat.

Redesign – Logo

1992:

FORSCHUNGS  Berlin e.V.

Schriften: Bauhaus und Frutiger
Farben: Schwarz (& 25 Prozent Schwarz),
Cyan

Die acht Cyan-farbenen Kreise symbolisieren die acht Institute des Forschungsverbundes.

Die Schrift „Frutiger“ wirkt klar strukturiert und zu dieser Zeit modern. Die „Bauhaus“ steht ebenfalls für Modernität und Innovation. Um sie nicht zu „schwer“ wirken zu lassen und das Ganze etwas edler zu gestalten, wird sie in 25 Prozent Schwarz dargestellt.

2007:

 **Forschungsverbund**
Berlin e.V.

Schrift: Syntax Bold
Farbe: Pantone 286

Das Design wurde an die Leibniz-Gemeinschaft angepasst – Schriftart und Farbe des gekippten Quadrats entsprechen dem Corporate Design. Die klare Struktur steht für Modernität – das gekippte Logo vermittelt Dynamik und einen aufstrebenden Trend.

Impressum

„verbundjournal“
wird herausgegeben vom
Forschungsverbund Berlin e. V.
Rudower Chaussee 17 · D-12489 Berlin
Tel.: (030) 6392-3330, Telefax -3333
Vorstandssprecher: Prof. Dr. Walter Rosenthal
Geschäftsführer: Dr. Falk Fabich

Redaktion: Josef Zens (verantwortl.)
Layout: UNICOM Werbeagentur GmbH
Druck: mediabogen
Titelbild: Ralf Günther

„Verbundjournal“ erscheint vierteljährlich
und ist kostenlos
Nachdruck mit Quellenangabe gestattet
Belegexemplar erbeten

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 9. März 2007

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

erinnern Sie sich an 1992? Als Daimler mit Nachnamen noch Benz hieß und nicht Chrysler, die Telekom noch keine Aktien herausgegeben hatte und ihre Telefonzellen noch gelb waren? Der Rausch nach dem Fall der Mauer war gerade verflogen, die Euphorie und Aufbruchstimmung in Ost wie West wurden bereits getrübt durch aufkommende Ängste. Die Unsicherheit machte sich vor allem im Osten Deutschlands breit, wo ganze Industriezweige implodierten. Allein in Ostberlin sank die Zahl der Industriearbeitsplätze von 107.000 im Jahr 1990 auf heute 6.500.

Auch in der Forschung und Verwaltung hat es große Unsicherheiten gegeben. Institute und Abteilungen wurden vielerorts „abgewickelt“. Nicht so die Institute, die sich unter dem Dach des Forschungsverbundes Berlin fanden, zunächst wohl eher unfreiwillig vereint. Diese acht Institute und ihre juristische Konstruktion sind eine Erfolgsgeschichte. Grund genug, 15 Jahre danach an die Gründung zu erinnern und zu zeigen, wo wir heute stehen.



Foto: privat

Wissenschaftlich haben sich die Institute mehr als nur bewährt, in einigen Feldern gehören sie zur Weltspitze. Aneinander gewöhnt hat man sich in den 15 Jahren offen-

sichtlich auch, der Forschungsverbund mit seiner gemeinsamen Administration ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Die Institute sind nicht nur im Verbund zusammengerückt, sondern haben sich auch an die Leibniz-Gemeinschaft angenähert. Das zeigen drei Instituts-Umbenennungen in „Leibniz-Institut für“, und das zeigt unser neues Logo.

Es ist nicht nur eine augenfällige Annäherung an die Leibniz-Gemeinschaft, sondern auch eine Auffrischung des Erscheinungsbildes. Das Neue ist meist ungewohnt, aber mal ehrlich: Vermissen Sie gelbe Telefonzellen wirklich?

Viel Spaß beim Lesen wünscht

Josef Zens

Ihr Josef Zens

Inhalt

Titel

Eine Zwischenbilanz des Vorstandssprechers	S. 3
Podiumsdiskussion mit Wissenschaftssenator Zöllner	S. 4
Nachruf auf Prof. Peter Mauersberger	S. 5
Jochen Stoehr erinnert sich an die Anfänge des FVB	S. 6
Grußwort des Präsidenten der Leibniz-Gemeinschaft zum Jubiläum	S. 7

Aus den Instituten

MBI: Halina Abramczyk will mit Lichtblitzen Krebs sichtbar machen	S. 8
MBI: Elektronenblitze für die Nanowelt	S. 10
FMP: Startschuss für das Zentrum für Wirkstoffentwicklung	S. 11
IZW: Neues vom Nashornbaby	S. 12
FBH: Solarwand mit neuartigen Photovoltaik-Elementen	S. 13
Zwei FVB-Institute auf der Grünen Woche	S. 13
Vier Institute erfolgreich im neuen Paktverfahren	S. 14
Personalia: Klaus H. Ploog erhält den Eugen und Ilse Seibold-Preis	S. 14
Personalia: Thomas Elsässer ist OSA-Direktor	S. 14

Intern

Auch der Gesamtbetriebsrat wird 15 Jahre alt	S. 15
Erfolg für Verbundinstitute im Tarifrecht	S. 15

Gute Noten für Pflicht und Kür

Eine Zwischenbilanz nach 15 Jahren Forschungsverbund

Als ich im August 1996 meine Tätigkeit am FMP aufnahm, war der Forschungsverbund Berlin (FVB) bereits viereinhalb Jahre alt und hätte gemäß Satzung bald darauf aufgehört zu existieren: Das gemeinsame administrative Dach für acht ehemalige Einrichtungen der Akademie der Wissenschaften der DDR war nämlich auf fünf Jahre befristet. Doch bald nach der Gründung des Verbunds wurden sich die damaligen Direktoren mit den Zuwendungsgebern einig, das Modell fortzuführen – ohne Verfallsdatum.

Innerhalb kurzer Zeit hatte sich gezeigt, dass eine gemeinsame Administration mehr Kompetenzen aufbauen kann als acht einzelne Institutsverwaltungen. Vor allen Dingen aber hatte sich die Befürchtung der Wissenschaftler nicht bestätigt, dass der Verlust an juristischer Autonomie – keines der Institute ist allein rechtsfähig – auch die wissenschaftliche Autonomie einschränken würde.

In den ersten turbulenten Tagen und Wochen des FVB stand die Neueinstellung Hunderter von Mitarbeitern innerhalb eines enorm kurzen Zeitraums im Vordergrund. Dies wurde mit Bravour gemeistert. Dann ging es darum, die Kernstrukturen einer Verwaltung aufzubauen: Die Gehälter mussten pünktlich ausgezahlt werden, ein Wissenschaftler konnte sich bei Bedarf an Geräten oder Verbrauchsmitteln an einen Einkäufer wenden. Die Mitarbeiter, die in den ersten turbulenten Monaten mit viel Engagement eine funktionierende Verwaltung ins Werk setzten, verdienen dafür exzellente Noten.

In der sich anschließenden Phase wurde die Stärke des FVB – der Mehrwert gegenüber typischen kleinen Institutsverwaltungen – besonders deutlich: Er beschränkte sich nicht auf den „Pflichtteil“ – die Basisfunktionen von Verwaltung, sondern wurde weiter entwickelt und erreichte schließlich einen hohen Grad an Effizienz und Professionalisierung. Dieser Mehrwert zeigt sich unter anderem bei der Einführung der betriebswirtschaftlichen Software SAP und bei der hoch professionellen Betreuung der zahlreichen Bauvorhaben. Denn 15 Jahre Forschungsverbund, das heißt auch 15 Jahre Bauen bei laufendem Betrieb. Etwa 120 Millionen Euro allein für Baumaßnahmen haben die Bundes-

republik, das Land Berlin und die Europäische Union gemeinsam investiert, um unsere Institute mit angemessenen Gebäuden und Laboren auszustatten. Das ging nur mit einem professionellen Management für Bau und Liegenschaften. Das FMP ist dafür ein hervorragendes Beispiel: Dem Neubau des Instituts in

Berlin Buch folgten drei weitere Bauvorhaben, die zwischenzeitlich alle abgeschlossen werden konnten.

Der FVB hält Verwaltungsleistungen vor, die sich einzelne Institute nicht leisten können: so ein Justizariat und ein Corporate Network. Außerdem unterstützen Mitarbeiter des FVB die Wissenschaftler der Institute bei der Beantragung und Verwaltung von EU-Mitteln. Wir verfügen zudem über eine professionelle Öffentlichkeitsarbeit. Kurzum: Der FVB bietet nicht nur den administrativen „Pflichtteil“, sondern auch in erheblichem Umfang „Kürleistungen“. Er gewährleistet dabei einen einheitlich hohen Standard. Dies zeigte sich besonders bei der Einführung der Kostenleistungsrechnung und der Programmbudgets, die problemlos bewältigt wurden.

Im FVB kann die wissenschaftliche Arbeit auf eine gut funktionierende und schlanke Verwaltung zurückgreifen und von dieser erheblich profitieren. Die Arbeit im gemeinsamen Vorstand der Verbundinstitute hat zur Setzung hoher wissenschaftlicher Standards geführt – abgesehen davon, dass die Zusammenarbeit mit den aus sehr verschiedenen Disziplinen kommenden Kollegen persönlich bereichert. Darüber hinaus sind zahlreiche Kooperationsprojekte entstanden. Die kürzlich gestartete Leibniz Graduate School (Molecular Biophysics), an der FMP und MBI beteiligt sind, belegt dies exemplarisch. Wir haben gemeinsame Regeln zur „guten wissenschaftlichen Praxis“. Wir engagieren uns gemeinsam in der Nachwuchsförderung (Doktorandinnenpreis) und der Öffentlich-



Walter Rosenthal bei der Begrüßung der Gäste zur 15-Jahr-Feier in der Urania.

Foto: Günther

keitsarbeit, wie die Veranstaltungen zum 15-jährigen Bestehen des FVB zeigen.

Ein nicht zu unterschätzender Faktor ist die Größe des Forschungsverbundes: 1200 Mitarbeiter, Drittmiteleinwerbungen von mehr als 20 Millionen Euro im Jahr, aktuell mehr als 20 gemeinsame Berufungen mit den hiesigen Universitäten – all das verleiht uns bei strategischen Diskussionen mit Akteuren der Wissenschaftspolitik Gewicht. Das hervorragende Abschneiden aller Institute in zwei Evaluierungsrunden seit der Neugründung unterstreicht dies nachhaltig.

Wir haben das Jubiläum zum Anlass genommen, uns ein neues Logo zu geben. Damit bringen wir unsere Verbundenheit mit der Leibniz-Gemeinschaft zum Ausdruck: Immerhin stellt der FVB zehn Prozent aller Leibniz-Institute. Diese Verbundenheit wird auch an den Umbenennungen des FMP, IGB und IZW in „Leibniz-Institut für...“ sichtbar. Die Erfolgsgeschichte des FVB basiert auf dem Engagement der Kolleginnen und Kollegen in der Forschung, der Administration und anderen Bereichen. Erfolgreich sind wir aber auch, weil das Land Berlin und der Bund den FVB seit seiner Gründung nachhaltig unterstützt haben. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

Walter Rosenthal

Prof. Dr. Walter Rosenthal ist Direktor des Leibniz-Instituts für Molekulare Pharmakologie und Vorstandssprecher des Forschungsverbundes Berlin e.V.

Der Nachwuchs muss Perspektiven haben

Berlins Wissenschaftssenator Jürgen Zöllner diskutierte mit Forschern

Fotos: Günther



Auf dem Podium (v.l.): Leibniz-Präsident Ernst Rietschel, Wissenschaftssenator Jürgen Zöllner, Moderator Thomas Prinzler und MBI-Direktor Thomas Elsässer.

Mit einer Veranstaltungsreihe in der Berliner URANIA hat der Forschungsverbund Berlin sein 15-jähriges Bestehen gefeiert. Den Auftakt machten am 20. Februar ein Empfang und eine Podiumsdiskussion, an der Wissenschaftssenator Jürgen Zöllner (SPD), Ernst T. Rietschel, Präsident der Leibniz-Gemeinschaft, und Thomas Elsässer, Direktor am Max-Born-Institut, teilnahmen. In den beiden ersten Märzwochen stellten sich dann die acht FVB-Institute in Einzelvorträgen an der URANIA einem größeren Publikum vor.

Die Besucher lernten das breite Spektrum der Institute des FVB kennen: Die Vorträge warfen ein Schlaglicht auf zahlreiche interessante Themen – von der Fledermausfor-



FVB-Geschäftsführer Falk Fabich (l.) und MBI-Direktor Wolfgang Sandner (r.) im Gespräch mit Thomas Prinzler.

schung über die Kristallzüchtung bis hin zu Halbleiterlasern für Medizin und Gesundheit; vom „Gedächtnis des Wassers“ über Baden in der Spree bis hin zur Wirkstoffentwicklung, von der Angewandten Mathematik bis hin zu blauen Lasern.

Bei der Auftaktveranstaltung ging es aber zunächst um Politik. Zum einen um die Arbeitsbedingungen der Wissenschaftler in Berlin, zum anderen um die Rolle der außeruniversitären Forschung insgesamt. Ein besonderes Augenmerk lag dabei auf der Leibniz-Gemeinschaft, zu der sämtliche Institute des FVB gehören. Thomas Elsässer machte den Berliner Wissenschaftssenator darauf aufmerksam, dass es in Deutschland zunehmend schwerer werde, hochqualifizierte Wissenschaftler aus dem internationalen Umfeld zu gewinnen. Elsässer beklagte hierbei vor allem die Restriktionen des Tarifrechts im öffentlichen Dienst, die den Forschungsverbund Berlin und die Leibniz-Gemeinschaft besonders hart trafen. Ein weiteres Problem seien gerade für Nachwuchskräfte die unklaren Karriereaussichten. Befristet angestellte Forscher müssten auch die Chance auf eine Festanstellung („tenure track“) haben, forderte Elsässer.

Jürgen Zöllner stimmte gerade der letzten Forderung des MBI-Direktors zu: „Der Nachwuchs muss Perspektiven haben“, sagte der

Senator. Was die Frage der Bezahlung angehe, da sei er „etwas hilfloser“, fügte Zöllner hinzu. Bei Professoren in der W-Besoldung biete der öffentliche Dienst sehr wohl Spielräume, im Falle von Nachwuchswissen-



WIAS-Direktor Jürgen Sprekels (M.) beim Empfang in der Urania.

schaftlern – „Postdocs“ – sei er überzeugt, dass sich für Einzelfälle auch Lösungen durch eine flexible Handhabung des Personalhaushalts finden ließen. Generell jedoch halte er es „für unwahrscheinlich, dass wir schnell zu höheren Gehältern kommen werden“, sagte der Wissenschaftssenator.

Mit dem Präsidenten der Leibniz-Gemeinschaft, Ernst Rietschel, war sich Zöllner einig, dass gerade Leibniz-Einrichtungen eine herausragende Rolle für die Entwicklung

Nachruf auf Peter Mauersberger

Prof. Dr. Peter Mauersberger ist tot. Der Gründungsdirektor des Leibniz-Instituts für Gewässerökologie und Binnenfischerei (IGB) starb am 17. Februar durch einen tragischen Unfall.



Foto: privat

Peter Mauersberger hatte „als exzellenter Wissenschaftler und Organisator einen entscheidenden Anteil am Aufbau des Institutes und einen wesentlichen Beitrag zur erfolgreichen wissenschaftlichen Entwicklung des IGB geleistet“. So würdigt der Vorstandssprecher des Forschungsverbundes Berlin, Prof. Walter Rosenthal, den Verstorbenen. Prof. Gunnar Nützmann, der das IGB derzeit als kommissarischer Direktor leitet, kannte Peter Mauersberger viele Jahre. Er sagt: „Ohne ihn hätte es unser Institut in dieser Form wohl nicht gegeben.“

Obwohl das IGB mit seinem Standort am Müggelsee auf eine mehr als hundertjährige Geschichte zurückblickt, ist das Institut in seiner heutigen Form erst 1992 neu gegründet worden. Es entstand aus vier Abteilungen von drei Vorläufereinrichtungen. Die integrierende Kraft und Persönlichkeit dahinter war Mauersberger.

Peter Mauersberger wurde am 10. September 1928 in Zwickau geboren. Nach dem Besuch der Schule in Stollberg / Sachsen studierte er Geophysik an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo er auch promoviert wurde. Er war Mitglied der renommierten Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Träger des Bundesverdienstkreuzes und genoss internationales hohes Ansehen.

Im Umgang mit seinen Mitarbeitern war er ein stets fairer Vorgesetzter, der mit seiner eigenen Tatkraft und einer großen wissenschaftlichen Autorität immer wieder anspornte. Er setzte Maßstäbe durch seine Sicherheit im Urteil und die Menschlichkeit seiner Entscheidungen.

Peter Mauersberger wurde am 30. September 1994 emeritiert und lebte seither in Leer / Ostfriesland. Er nahm bis in die jüngste Zeit großen Anteil an der Entwicklung des IGB und ließ den Kontakt nie abreißen. jz



Werner Kloas vom IGB erläutert einer Besucherin, wie Krallenfrösche auf Hormone reagieren.

eines Bundeslandes spielen. Berlin habe hier besonders gute Voraussetzungen. Außeruniversitäre Institute setzten sich Zöllner zufolge, anders als universitäre Einrichtungen, besonders zielgerichtet für anwendungsorientierte Formen des Wissenstransfers in einer Region ein.

Einig waren sich die Gäste auf dem Podium auch darin, dass es gerade in Berlin eine gut funktionierende Zusammenarbeit zwischen den Hochschulen und den außeruniversitären Einrichtungen gebe. „Die Universitäten könnten dabei allerdings noch etwas mehr tun, wenn es um Berufungen geht, um die bestehenden Forschungsschwerpunkte zu verstärken“, sagte Leibniz-Präsident Ernst Rietschel. Senator Zöllner sah hier „eher die Unis in der Pflicht“.



Prof. Dr. Hans Joachim Meyer (M.), ehemaliger Wissenschaftsminister Sachsens und derzeitiger Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, im Gespräch mit Berlins Wissenschaftsstaatssekretär Dr. Hans-Gerhard Husung (r.) und Leibniz-Präsident Prof. Dr. Ernst Rietschel (l.).

Zentrale Aufgabe des Landes Berlin sei es, so der Wissenschaftssenator, die Vernetzung zwischen Forschung und Wirtschaft aktiv zu fördern. Zöllner wolle dafür sorgen, das vorhandene enorme Potenzial außeruniversitärer Forschung sichtbarer zu machen.

In seinem Grußwort hatte Rietschel die Bedeutung des Forschungsverbundes für die Leibniz-Gemeinschaft gewürdigt. Er lobte überdies die herausragende Rolle, die der FVB beim Aufbau der acht Institute in den Jahren nach der Wende geleistet habe. Alle Institute seien mehrfach glänzend evaluiert worden. Der Forschungsverbund könne Vorbild für weitere regionale oder thematische Verbünde sein. „Die Qualität der Administration beflügelt auch die Wissenschaft“, sagte Rietschel. Hinzu kommen weitere Vorteile, wie Thomas Elsässer ergänzte: Die Kooperation erleichtere es ungemein, gemeinsame Strategien zu entwickeln und diese auch mit einer größeren Durchsetzungskraft zu verfolgen.

Josef Zens (Mitarbeit: Tania Greiner)

„Seht zu, wie ihr klar kommt!“

Aus der Not geboren, stabilisierender Faktor: Jochen Stoehr erinnert sich an die Anfänge des Forschungsverbundes

Herr Stoehr, Sie waren ja ganz am Anfang dabei. Was ist Ihnen von der Gründung des Forschungsverbundes im Gedächtnis haften geblieben?

Es war eine ungemein hektische Zeit damals. Der Forschungsverbund war aus der Not geboren. Wir hatten einfach nicht genügend erfahrenes Verwaltungspersonal, um in der gesetzten Frist zahlreiche einzelne Institute zu gründen. Es standen ja überaus komplizierte Fragen an, allein im Personalbereich. Da ging es etwa um die Überprüfung von vorhandenem Personal und die Rekrutierung von Leitungspersonal. Dann mussten die Institute baulich und technisch aufgerüstet werden.

Woher kam eigentlich Unterstützung für die Idee eines Verbundes?

Hilfreich war, dass wir über gute persönliche Beziehungen zu den Kollegen des Bundesforschungsministeriums und der Bund-Länder-Kommission verfügten, zum Beispiel zu Herrn Botterbusch. Die Idee des Verbundes wurde nach meiner Erinnerung bei einem Treffen mit den Kollegen in einer Berliner Kneipe geboren.

Und die Senatsverwaltung, hat die nicht geholfen?

Im Hause hatten wir keine Unterstützung. „Seht zu, wie ihr klar kommt – wir haben mit den Hochschulen genug zu tun!“, hieß es. Da lag der Gedanke an eine Art „Holding“ nahe – schwieriger war es schon, den Senator davon zu überzeugen und denjenigen zu finden, der über Fähigkeit und Risikobereitschaft

verfügte, das ins Werk zu setzen. Da erwies sich Falk Fabich als Glücksgriff. Ich kannte ihn bereits aus der Max-Planck-Gesellschaft und wollte ihn zuvor schon einmal für das Wissenschaftskolleg gewinnen. Im Übrigen haben wir eine sehr solidarische Hilfe von Kollegen aus anderen Instituten erfahren, beispielsweise vom Heinrich-Hertz-Institut, vom Wissenschaftskolleg oder der KAI (Anmerkung der Redaktion: KAI stand für „Koordinierungs- und Abwicklungsstelle der Akademie der Wissenschaften der DDR“). So konnten wir eine Task Force bilden.

Wie war das denn mit den neuen Instituten? Die mussten ja ihre eben gewonnene Selbstständigkeit gleich wieder aufgeben.

Die damaligen Direktoren waren in der Tat zunächst widerstrebend, auch die Mitarbeiter der Akademie waren hoch verunsichert. Doch es dauerte nicht lange, da machten die Institutsleiter die Fortführung des Verbundes zu ihrer Sache. Es war gelungen, ein kompetentes Team aufzubauen, das es schaffte, den Beschäftigten der Akademie Orientierung zu geben.

Die Leitungsebene zog also mit?

Das lässt sich nicht so allgemein sagen. Es gab ja Institute, die längere Zeit keine Leitung hatten, weil der Markt damals ziemlich leer war und manche Kandidaten auch nur ein übles Spiel mit den verunsicherten Mitarbeitern spielten, indem sie lediglich verhandelten, um ihre Position an der Heimatuniversität zu verbessern. Die Institute des Forschungsverbundes wurden in dieser Zeit eines Interregnums durch den Verbund stabilisiert.

Das war sozusagen Hilfe von innen?

Genau. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Verbundes sowie dessen Leitung sorgten dafür, dass Rahmenbedingungen geschaffen wurden, die den Instituten die Entwicklungsmöglichkeiten gaben, die zu den heutigen vorderen Rangplätzen führten. In einer Stadt wie Berlin, die sich doch häufig durch die Diskrepanz zwischen Anspruch und Leistung zum Gespött macht, ist das keine Selbstverständlichkeit, sondern eher eine Ausnahme.

Wie ging es dann weiter?

Nun, der Verbund entwickelte schnell eine eigene, wenn auch fragile Identität, eine Kompetenz und Handlungsfähigkeit. In unserer Kooperation musste ich meist feststellen, dass der Verbund dem Senat voraus war und dass er oft besser war als wir mit unseren gestuften und gebrochenen Entscheidungsgängen. In einer Zeit, in der die staatliche Verwaltung immer mehr ausgedünnt wird und sie durch das Herunterfahren nach dem Zufallsprinzip Kompetenz verliert, profitieren die Institute von der im Verbund angelegten Kompetenz.

Denken Sie, der Forschungsverbund könnte als Modell für weitere Zusammenschlüsse innerhalb der Leibniz-Gemeinschaft dienen?

Man muss das im Zusammenhang mit dem Schrumpfen staatlicher Verantwortung sehen. Ich könnte mir eine schlanke staatliche Verwaltung vorstellen, klein und kompetent, die zahlreiche Aufgaben in die Selbststeuerung verlagert. Das könnte aber nur das Ergebnis eines bewussten Prozesses und Konzeptes sein, das auch personelle Investitionen beinhaltet. Im Wege des Wegfalls jeder freien Stelle ohne Konzept ergibt sich das nicht. Ich glaube, dass solche Verbünde nur unter Druck oder in Notsituation entstehen. Den Druck werden die Länder nicht ausüben. Und eine Notsituation, die die Institute zwingt, sehe ich nicht. Natürlich wären durch entsprechende Modelle Synergien möglich, sowohl für die Staatsverwaltung als auch in den Instituten. Aber es ist wie beim Föderalismus. Solange Länder nicht pleite sind und ihnen die Kreditaufnahme verwehrt wird, werden auch die größten Schuldner stolz ihre Selbstständigkeit beschwören.

Die Fragen stellte Josef Zens

Jochen Stoehr war bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2002 Leitender Senatsrat in der Wissenschaftsverwaltung. Dort leitete er die Abteilung Forschung. Er arbeitete mit insgesamt 13 Wissenschaftssenatoren zusammen und hat 1991 maßgeblich dazu beigetragen, dass der Forschungsverbund Berlin e.V. gegründet wurde.



Qualität, die beflügelt

Eine Gratulation von Ernst Th. Rietschel

Der Forschungsverbund Berlin und die Leibniz-Gemeinschaft gehören zusammen. Das zeigt sich nicht zuletzt in vielen persönlichen Verbindungen; dazu gehören natürlich der Gründungspräsident der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz, Ingolf Hertel, langjähriger Direktor am Max-Born-Institut, sowie der derzeitige Administrative Vizepräsident der Leibniz-Gemeinschaft, Falk Fabich, FVB-Geschäftsführer seit der ersten Stunde. Weitere Direktoren von Instituten des Forschungsverbundes nehmen heute innerhalb der Leibniz-Gemeinschaft wichtige Aufgaben wahr, etwa der derzeitige Vorstandssprecher Walter Rosenthal, der Sprecher des Europakreises unseres Präsidiums ist.

Die gemeinsame Historie und die persönlichen Verbindungen machen es mir zu einem besonderen Anliegen, dem Forschungsverbund zu seinem 15-jährigen Bestehen zu gratulieren. Bei allen Gemeinsamkeiten hat der Verbund uns als Leibniz-Gemeinschaft in mancherlei Hinsicht sogar etwas voraus. Nehmen wir nur den Namen: Seit 15 Jahren unverändert, das kann die mehrfach umbenannte Leibniz-Gemeinschaft nicht bieten.

So ein Name ist keine Nebensächlichkei. Sperrige Begriffe wie Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste (WBL) oder Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) lassen sich nicht so einfach im öffentlichen Bewusstsein als Qualitätsmarken verankern. Genau das jedoch ist ein Ziel, das ich für die Leibniz-Gemeinschaft verfolge. Und dabei kann uns der Forschungsverbund Berlin – eine bereits etablierte Qualitätsmarke – helfen. Das hat er schon getan, indem sich drei seiner Mitgliedseinrichtungen in Leibniz-Institute umbenannt haben. Und indem er sich jetzt sogar ein Logo gegeben hat, das klar die Zugehörigkeit zur Leibniz-Gemeinschaft dokumentiert. Dafür gebührt den Verantwortlichen mein herzlicher Dank und ich würde mich sehr freuen, wenn dieses namentliche Bekenntnis zu Leibniz bei den Einrichtungen unserer Gemeinschaft Schule machte.

Hilfe leistete der Forschungsverbund auch dank seiner professionellen Administration.



Foto: Günther

Leibniz-Präsident Ernst Th. Rietschel bei der Podiumsdiskussion.

Ich möchte hier nur die Aufnahme der Leibniz-Gemeinschaft in den Pakt für Forschung und Innovation und dessen Umsetzung nennen. Nachdem sich Bund und Länder darauf geeinigt hatten, den großen Wissenschaftsorganisationen mehr Geld für die Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit, für stärkere Kooperation und bessere Förderung der Nachwuchswissenschaftler zu geben, mussten zunächst schlüssige Konzepte und Verfahrensweisen dafür entwickelt werden, damit die Mittel die Wissenschaftler auch möglichst direkt erreichen. Ohne die Unterstützung des Forschungsverbundes Berlin hätte das für Leibniz nicht so reibungslos und zügig geklappt.

Deshalb ist der Forschungsverbund mehr als nur eine Verwaltungseinheit. Er ist ein Beispiel dafür, wie die Qualität der Administration Forschung beflügeln kann. Verwaltung bedeutet mehr als der Wissenschaft den Rücken freizuhalten. Sie öffnet Türen, ermöglicht das Ergreifen von Chancen. Auch das ist eine Gemeinsamkeit zwischen Forschungsverbund und Leibniz-Gemeinschaft:

Wir wollen unseren Wissenschaftlern Türen öffnen und sie beim Beschreiten neuer Wege unterstützen.

Die Gründung des Verbundes war seinerzeit ein völlig neuer Weg, der sich jetzt, 15 Jahre später, als außerordentlich erfolgreich herausgestellt hat. Ich sehe deshalb den Forschungsverbund auch als Vorbild für mögliche weitere Zusammenschlüsse innerhalb der Leibniz-Gemeinschaft an.

Heute jedoch möchte ich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Forschungsverbundes Berlin für ihre exzellente Arbeit, von der die Leibniz-Gemeinschaft in so reichem Maße profitieren durfte, danken und Ihnen weiterhin viel Erfolg wünschen!

Der Chemiker Prof. Dr. Dr. h.c. Ernst Theodor Rietschel war mehr als 25 Jahre lang Direktor am Forschungszentrum Borstel – Leibniz-Institut für Medizin und Biowissenschaften. Seit November 2005 ist er Präsident der Leibniz-Gemeinschaft.

Lichtblitze sollen Krebs sichtbar machen

Halina Abramczyk will mit ultrakurzen Laserpulsen bösartige Geschwulste aufspüren

Marie Curie lässt Halina Abramczyk nicht los. Schon im Alter von zwölf Jahren fiel der Polin ein dünnes Büchlein über die Wissenschafts-ikone aus ihrem Land in die Hände. Die junge Halina war so begeistert von der zweifachen Nobelpreisträgerin, dass sie sogar ein Bild von ihr malte. „Vermutlich hätte auch Marilyn Monroe mein Herz im Sturm erobert“, sagt Halina Abramczyk heute und lacht. So aber war es Marie Curie, an deren Karriere sich – Zufall oder nicht – auch der Lebensweg Halina Abramczyks orientiert. Sie forscht ebenfalls in den Männerdomänen Physik und Chemie.

Kürzlich begegnete der Name Marie Curie der 55-jährigen Laserforscherin erneut. Seit Januar hat die Chemieprofessorin von der Technischen Universität Lodz einen besonderen Lehrstuhl am Max-Born-Institut für Nichtlineare Optik und Kurzzeitspektroskopie (MBI) inne: den Marie Curie Chair (siehe Kasten). Die Europäische Union vergibt ihn im Rahmen eines Programms, das herausragende Wissenschaftler fördert. Drei Jahre lang erhalten die Stipendiaten die Möglichkeit, ihre Arbeit in einer europäischen Forschungseinrichtung zu vertiefen. „Das MBI steht in Europa an der Spitze in Sachen Laserforschung“, sagt Abramczyk. Ihre Wahl für den Marie Curie Chair sei deshalb sofort auf das Institut in Berlin-Adlershof gefallen. Das Projekt, das sie am MBI verfolgt, erforscht molekulare Veränderungen von Gewebe und könnte die Brustkrebs-Früherkennung entscheidend voranbringen. Das Ziel der Polin: „Ich will ein molekulares Verfahren für die Tumordiagnose entwickeln.“

Halina Abramczyk wusste schon früh, was sie wollte. „In der dunklen Zeit des Kalten Krieges faszinierte mich nichts so sehr wie die Naturwissenschaften“, sagt sie. Als der Eisener Vorhang fiel, hatte sich die polnische Wissenschaftlerin gerade habilitiert. Die Laserforschung stellte neue technische Möglichkeiten bereit. Ultrakurze Lichtpulse von wenigen Femtosekunden, das sind Millionstel einer Milliardstel Sekunde („zehn hoch minus fünfzehn“), standen als Arbeitsmittel zur Verfügung, um beispielsweise biologische Prozesse auf molekularer Ebene zu beobachten. Halina Abramczyk spezialisierte



Fotos: Zens

Halina Abramczyk neben einem Femtosekunden-Laser im Berliner MBI.

sich auf die Untersuchung von Körpergewebe. Wenig später setzte sie als Professorin der Technischen Universität Lodz auf die neue Technologie und machte sich daran, ihr Labor mit modernster Technik auszurüsten. Es entstand eines der ersten Labore für Laserforschung in Polen.

Was die Polin als Privileg hinter dem Eisernen Vorhang genoss, gehörte nach dem Mauerfall zum Alltag: die Wissenschaftlerin reiste viel, besuchte Tagungen, tauschte sich mit Kollegen in Europa und USA aus. Unter ihnen tauchte bald Thomas Elsässer auf, einer der Direktoren des Max-Born-Institutes. Für ihre Idee, den Marie Curie Chair am MBI anzusiedeln, konnte sie den deutschen Forscher schnell gewinnen.

Halina Abramczyk bringt ein interdisziplinäres Forschungsfeld ans MBI, das seit längerer Zeit unter Medizinern Hoffnung weckt. „Mit den aktuellen Methoden der bildgebenden Diagnostik können Ärzte le-

diglich feststellen, ob das Brustgewebe verändert ist“, sagt die Laserforscherin. Bislang nutzen Mediziner Ultraschall oder Röntgenlicht, um Tumore im Gewebe festzustellen (s. Kasten Diagnose heute). Der Nachteil: Sichtbare Veränderungen treten im Verlauf einer Brustkrebserkrankung erst relativ spät auf. Besteht aufgrund der Bildgebung der Verdacht auf Brustkrebs, nehmen Ärzte bislang immer eine Gewebeprobe (Biopsie), um festzustellen, ob der Tumor gut oder bösartig ist. „Studien haben ergeben, dass siebzig Prozent der Biopsien gutartige Veränderungen zeigen“, sagt Abramczyk. Frauen würden leider sehr oft unnötig in Angst versetzt.

„Eine Erkrankung kündigt sich aber schon im Frühstadium mit Veränderungen auf der molekularen Ebene an“, sagt Halina Abramczyk. Weltweit erproben Forscher aus diesem Grund seit etwa zehn Jahren die Möglichkeiten der Spektroskopie. Mit Laserlicht wollen sie die biochemische Zusammensetzung von gesundem, verändertem oder bösartigem

Gewebe ermitteln. Besonders vielversprechende Ergebnisse erzielte in dieser Hinsicht bereits ein optisches Verfahren, das mit Laserlicht arbeitet: die Raman-Spektroskopie. Halina Abramczyk hat sich darauf spezialisiert. „Das Laserlicht bringt die Gewebemoleküle gleichsam zum Vibrieren“, erklärt die Polin. Entscheidend sei, dass sich die Bestandteile je nach Gewebeveränderung, ob gesund, gut- oder bösartig, anders bewegen. Das jeweilige Vibrationsmuster spiegelt sich im Spektrum des gestreuten Lichts wider.

„Wichtig ist zunächst, dass wir ein aussagekräftiges Muster, einen Marker finden“, erläutert Halina Abramczyk. Die Forscherin sieht sich dafür auf einem guten Weg. In drei kleineren Gewebestudien hat sie die medizinische Anwendbarkeit des optischen Verfahrens bislang untersucht. Dazu arbeitet Abramczyk eng mit zwei Krankenhäusern in Lodz zusammen. Sie stellten jeweils zwanzig Proben von gesundem, gut- und bösartig verändertem Brustgewebe zur Verfügung. Abramczyk und ihr Team analysierten das Gewebe mit der Raman-Spektroskopie, gleichzeitig untersuchten Histologen die Proben im Labor. Anschließend verglichen sie die Ergebnisse. „Bislang stimmen unsere Diagnosen zu achtzig Prozent mit den Laborwerten überein.“ Kein schlechtes Ergebnis, meint die Forscherin. Aber für die praktische Anwendung des Verfahrens reiche das natürlich nicht. „Wir benötigen umfangreichere Studien.“

Nur eines der vielen Vorhaben, die sie mit dem Marie Curie Chair umsetzen möchte. Gleichzeitig hat sich die Polin vorgenom-

men, die technische Anwendung der Raman-Spektroskopie voranzutreiben. Abramczyk: „Es wäre ein riesiger Fortschritt, wenn Ärzte bei Verdacht auf Brustkrebs keine Gewebeprobe mehr nehmen müssten.“ Die Chemieprofessorin will die Untersuchung durch ein Endoskop optimieren, mit dem Ärzte direkt in die weibliche Brust leuchten können. Dabei soll Medizinern eine feine Nadel aus Glasfasern helfen, die die Lichtpulse leiten. Sie könnte direkt an die verdächtige Stelle ins Brustgewebe eingeführt werden. Innerhalb weniger Minuten läge Arzt und Patientin ein differenziertes Bild der Gewebeveränderung vor.

Der Gedanke, dass ein solches Diagnoseverfahren vielen Frauen helfen würde, gefällt Halina Abramczyk. „Ich bin keine Feministin, aber ein bisschen davon habe ich schon“, sagt die 55-Jährige. Mit dem europäischen Lehrstuhl will sie besonders Studentinnen bei ihrem Weg in die Laserforschung unterstützen. „Es war nicht immer leicht, sich unter all den Männern Gehör und Anerkennung zu verschaffen“, erinnert sich Abramczyk. „Ich musste lernen, mich zu verkaufen.“ Halina Abramczyk weiß, wie wichtig die eigene PR ist, auch wenn sie ihr nicht immer leicht fällt.

„Von all dem wollte Marie Curie nichts wissen. Ihr war es sogar unangenehm, mit dem Nobelpreis ausgezeichnet zu werden“, sagt die Polin. Für einen Moment flackert das Bild der Seelenverwandtschaft erneut auf. Schnell setzt Halina Abramczyk hinzu: „Aber die Zeiten haben sich geändert.“

Tania Greiner



Der Marie Curie Chair

Mit dem Lehrstuhl fördert die Europäische Union die europäische Zusammenarbeit zwischen einem herausragenden Wissenschaftler und einer Forschungseinrichtung. Er soll für Europa zukunftsweisende Forschungsfelder unterstützen.

Das Max-Born-Institut (MBI) ist seit Anfang des Jahres Gastgeber für den dreijährigen Marie Curie Chair der polnischen Laserforscherin Halina Abramczyk. Aufgabe ihres Lehrstuhls ist es, ein molekulares Diagnoseverfahren für die Brustkrebs-Früherkennung zu entwickeln. Gleichzeitig erhält die Chemieprofessorin die Möglichkeit, ein europäisches Netzwerk für Laserforschung aufzubauen. An ihm sollen sowohl universitäre wie auch nationale Forschungseinrichtungen beteiligt sein. Überdies bietet die Wissenschaftlerin Seminare für Nachwuchsforscher an.

Zudem wird das Internetportal European Virtual University on Lasers (EVU) entstehen. Einer Enzyklopädie gleich soll es einen Überblick über die Fachgebiete der Lasertechnologie geben. Aktuelle Forschungsfragen können europäische Laserforscher zukünftig in einem Online-Forum diskutieren. Der Marie Curie Chair am MBI im Internet:

www.mitr.p.lodz.pl/evu

Brustkrebs-Diagnose heute

Mit über 47.000 Neuerkrankungen ist das Mammakarzinom die häufigste Krebserkrankung bei Frauen in Deutschland. Wird der Tumor in einem frühen Stadium entdeckt und behandelt, liegen die Heilungschancen bei über neunzig Prozent.

Alle Anstrengungen richten sich daher auf eine möglichst frühe Diagnose. Dank verbesserter Ultraschall- und Röntgengeräte (Mamma-Sonografie und Mammografie) gelingt es Ärzten zunehmend, noch nicht tastbare Gewebeveränderungen zu erkennen. Zur Brustkrebsfrüherkennung wird deshalb in Deutschland derzeit ein Programm für Mammografie-Screenings aufgebaut. Unter Experten ist es allerdings umstritten: Wie Studien zeigen, sind zehn bis fünfzehn Prozent der Karzinome in der Mammografie nicht sichtbar.



Elektronenblitze für die Nanowelt

MBI-Forscher entwickeln neue Quelle für ultrakurze Elektronenimpulse

Forscher des MBI in Adlershof haben eine neuartige Quelle für extrem kurze Elektronenimpulse vorgestellt. Es handelt sich um eine hauchfeine Spitze aus Gold, die mit ultrakurzen Lichtimpulsen zum Aussenden von Elektronen angeregt wird. „Mit diesen Elektronenimpulsen lassen sich ultraschnelle Vorgänge in der Nanowelt direkt sichtbar machen“, erläutert Claus Ropers, der die Arbeiten gemeinsam mit Daniel Solli, Claus-Peter Schulz, Christoph Lienau und Thomas Elsaesser durchgeführt hat. Die Wissenschaftler berichten darüber in der Fachzeitschrift *Physical Review Letters* 98, 043907 (2007).

Nanostrukturen spielen eine Schlüsselrolle in Physik, Chemie sowie den Materialwissenschaften. Sie sind die Grundlage moderner Mikroelektronik und Kommunikationstechnik. Denn Strukturen mit Abmessungen von wenigen Nanometern – 1 Nanometer (nm) ist 1 Milliardstel Meter – besitzen besondere physikalische und chemische Eigenschaften, die sich in weiten Grenzen gezielt verändern lassen.

Um die Abmessungen und andere strukturelle Eigenschaften von Nanostrukturen zu bestimmen, nutzen Forscher häufig leistungsstarke Elektronenmikroskope. Dabei entstehen statische Aufnahmen, das heißt, der zeitlich gemittelte Zustand des Objekts wird erfasst. Die Funktion von Nanosystemen ist jedoch oft mit Vorgängen verknüpft, die auf einer Längenskala von Nanometern und in extrem kurzen Zeitskalen im Bereich von weniger als einer Pikosekunde (ps, der millionste Teil einer Millionstel Sekunde) ablaufen. Deshalb wird weltweit intensiv an Methoden gearbeitet, die solche Vorgänge sichtbar machen können, etwa durch Aufnahme einer Folge von Schnappschüssen. Hierzu eignen sich neben ultrakurzen Lichtblitzen insbesondere Röntgen- und Elektronenimpulse, die direkte Informationen über schnell ablaufende Strukturänderungen liefern.

Das Team am MBI demonstrierte jetzt eine neue Technik zur Erzeugung ultrakurzer Elektronenimpulse. Dabei wird eine Goldspitze von lediglich 40 nm Durchmesser mit Lichtimpulsen von nur 0,007 ps Dauer beleuchtet. Die Intensität des Lichts wird an der

Spitze so stark überhöht, dass das Licht Elektronen aus dem Metall herausschlägt. Diese geladenen Teilchen lassen sich zur Untersuchung von Nanostrukturen verwenden. Die speziellen Bedingungen des Anregungsprozesses führen zu einer extrem kurzen Dauer der Elektronenimpulse von weniger als 0,02 Pikosekunden (20 Femtosekunden). Entsprechend kurz hintereinander kann die „Elektronenkamera“ Bilder aufnehmen.

Das Potenzial dieser „punktförmigen“ Elektronenquelle für die Abbildung von Nanostrukturen wurde in Experimenten gezeigt, bei denen die beleuchtete Metallspitze – vergleichbar einer Rastersonde in einem Kraftmikroskop – in geringem Abstand über einen 50 nm breiten Nanograbens in einer Metallstruktur hinweggeführt wurde. Entlang des Querschnitts des Metallgrabens variiert die Elektronenausbeute auf Grund der unterschiedlichen Erzeugungsbedingungen, woraus direkt das Profil und die elektromagnetische Feldverteilung des Grabens mit Nanometer-Auflösung bestimmt werden können. Auf diese Weise könnten etwa elektronische Bauteile im Nanomaßstab und deren Eigenschaften präzise vermessen werden.

Gegenwärtig setzen die Entwickler die Elektronenimpulse in ersten zeitaufgelösten

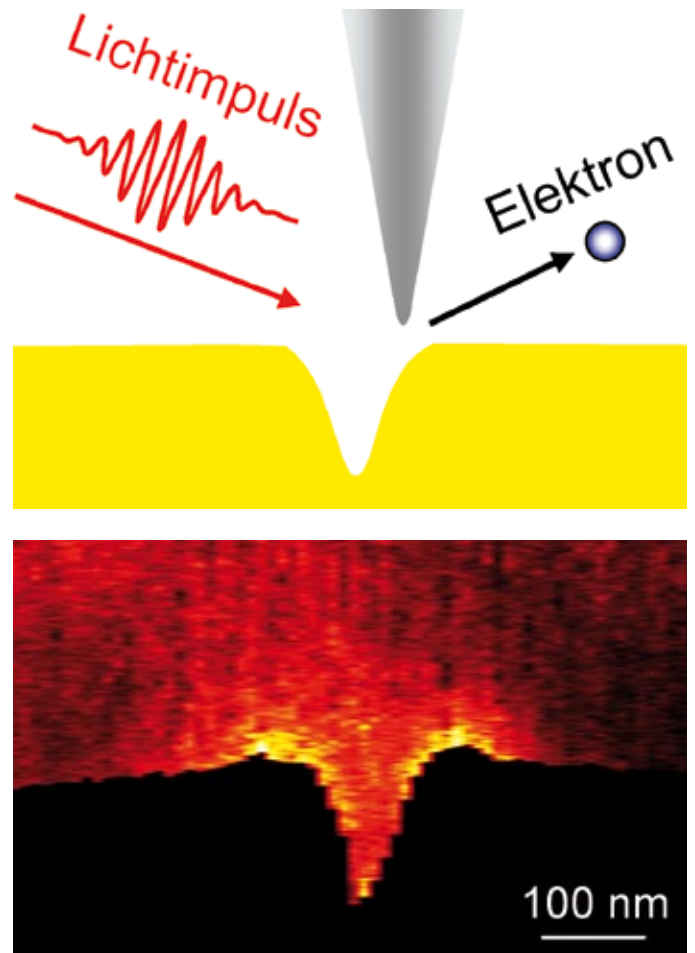


Abb.: MBI

Oben: Schema des Experiments mit Metallspitze (grau) und Metall-Nanograbens (gelbe Struktur). In den Experimenten wird die Spitze mit einem 0,007 ps langen Lichtimpuls beleuchtet und über die Nanostruktur hinweg bewegt. Dabei ändert sich im Bereich des Nanograbens die Elektronenausbeute.

Unten: Elektronenbild des Nanograbens. Der farbige Teil der Abbildung zeigt die lokale Elektronenausbeute (hell: hohe Ausbeute), aus der sich das Profil und die räumlich variierende elektromagnetische Feldstärke des Nanograbens bestimmen lassen.

Experimenten an Nanostrukturen ein, um ultraschnelle Prozesse sichtbar zu machen. Neben der Anwendung in der gezeigten Rastersondengeometrie sehen die Berliner Forscher breite Anwendungsmöglichkeiten ihrer Elektronenquelle in Elektronenbeugungsexperimenten höchster Zeitauflösung an Festkörpern, Oberflächen und molekularen Systemen. Die Entwicklung wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert.

Zentrum für Wirkstoffentwicklung am FMP

Experten- und Ressourcen-Netzwerk soll das Know-how der Region bündeln

Pharmaforschungsexperten aus der Hauptstadtregion haben im Januar das „Zentrum für Wirkstoffentwicklung Berlin/Brandenburg“ offiziell ins Leben gerufen. Bei der neuen Einrichtung handelt es sich um ein Experten- und Ressourcen-Netzwerk, das vom Leibniz-Institut für Molekulare Pharmakologie (FMP) in Berlin-Buch initiiert wurde.

Die offene, interdisziplinäre Initiative bündelt das in der Region vorhandene Know-how und die Ressourcen auf dem Gebiet der Wirkstoffentwicklung. Sprecher des Zentrums ist Prof. Walter Rosenthal, Direktor des FMP, Dr. Birgit Oppmann – ebenfalls vom FMP – koordiniert das Netzwerk. Die Berliner Technologiestiftung TSB begleitet über ihre Initiative „BioTOP Berlin-Brandenburg“ das neue Zentrum fachlich.

Das Zentrum fördert und koordiniert den gesamten Prozess der Wirkstoffentwicklung ausgehend von der Identifizierung potenzieller Wirk- bzw. Arzneistoffe bis zur präklinischen Entwicklung. Dem Expertenbeirat des Zentrums gehören Grundlagenforscher, Kliniker sowie Spezialisten aus der Biotech-Branche und der Pharmaindustrie an. „Wir wollen Projekte begleiten, die auf die Entdeckung neuer Wirkstoffe zielen“, sagt Prof. Dr. Walter Rosenthal. Der Sprecher weiter: „Die vom Zentrum unterstützten Vorhaben können sowohl aus der Grundlagenforschung als auch aus klinischen Einrichtungen stammen.“ Viele Projekte blieben derzeit noch in einem frühen Stadium stecken, da eine Weiterführung bis zur kommerziellen Ein-

setzbarkeit den Wirkungshorizont der jeweiligen Einrichtung überschreitet. „Das Ziel ist deshalb“, so Rosenthal, „aussichtsreiche Forschungsprojekte bis zu einem Stadium voranzutreiben, in dem sie für eine kommerzielle Weiterentwicklung in Frage kommen.“

Dr. Kai Bindseil, Leiter von BioTOP betonte die strategische Bedeutung des Zentrums: „Die Wirkstoffentwicklung ist eines von vier strategischen Handlungsfeldern im Masterplan zur Entwicklung des Biotech-Clusters Berlin-Brandenburg. Mit der Etablierung des neuen Zentrums schaffen wir eine leistungsfähige Struktur, mit der wir die ambitionierten Ziele der Region als F&E-Standort für die Arzneimittelentwicklung schneller erreichen können.“

Die Koordinationsstelle des Zentrums, die am FMP angesiedelt ist, wird die erste Zeit intensiv nutzen, um nach interessanten Projekten zu fahnden. „Wir sind dabei, in einer Datenbank zu erfassen, wer in der Region über potenzielle Zielstrukturen für Arzneimittel forscht“, erläutert Koordinatorin Dr. Birgit Oppmann. Auf diese Weise würden interessante Ansätze aus der Grundlagenforschung allen Partnern des Zentrums zugänglich gemacht. Birgit Oppmann ist optimistisch: „So können wir Prozesse initiieren, die neuartige Wirkstoffe schneller für eine verbesserte Therapie verfügbar machen.“

Die aussichtsreichsten Projekte wird das Zentrum intensiv begleiten und insbesondere bei der Erschließung von Finanzierungs-



Foto: Lothar M. Peter

quellen Unterstützung geben. Die Auswahl der Projekte obliegt dem Expertenbeirat. Die TSB Technologiestiftung Innovationszentrum Berlin fördert die Initiative für das Zentrum bereits seit dem vergangenen Jahr mit Mitteln aus dem Zukunftsfonds, den sie im Auftrag des Berliner Senats bewirtschaftet. So wird am FMP unter anderem ein automatisiertes Mikroskop im Einsatz sein, das für das Zentrum für Wirkstoffentwicklung als Technologieplattform fungieren wird. [red](#)

Zentrum für Wirkstoffentwicklung

Sprecher: Prof. Dr. Walter Rosenthal
Leibniz-Institut für Molekulare Pharmakologie
Robert-Rössle-Str. 10, 13125 Berlin
Tel.: 030 / 94793-100
rosenthal@fmp-berlin.de

Koordinatorin: Dr. Birgit Oppmann
Leibniz-Institut für Molekulare Pharmakologie
Robert-Rössle-Str. 10, 13125 Berlin
Tel.: 030 / 94793-283
oppmann@fmp-berlin.de

Beirat des Zentrums für Wirkstoffentwicklung

Prof. Dr. Thomas F. Meyer

Max-Planck-Institut für Infektionsbiologie

Prof. Dr. Hans Lehrach

Max-Planck-Institut für Molekulare Genetik

Prof. Dr. Rudolf Tauber

Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Benjamin Franklin, Institut für Laboratoriumsmedizin und Pathobiochemie

Prof. Dr. Bernd Dörken

Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Virchow-Klinikum sowie MDC und Robert-Rössle-Klinik

Prof. Dr. Friedrich Luft

Charité – Universitätsmedizin Berlin,
Franz-Volhard-Klinik sowie MDC

Prof. Dr. Bertram Wiedenmann

Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Virchow-Klinikum, Medizinische Klinik m. S. Hepatologie und Gastroenterologie

Dr. Harald Labischinski

Combinature Biopharm AG

Dr. Jochen Knolle

Jerini AG

Dr. Celal Albayrak

ALRISE Biosystems

Dr. Kai-Uwe Bindseil

BioTOP Berlin-Brandenburg

Prof. Dr. Eckhard Ottow

Bayer Schering Pharma AG

Prof. Dr. Matthias Bräutigam

Bayer Schering Pharma AG

Prof. Dr. Roderich Süßmuth

Technische Universität Berlin, Institut für Chemie

Prof. Dr. Dr. Hans-Georg Joost

Deutsches Institut für Ernährungsforschung (DIfE)

Prof. Dr. Erich E. Wanker

Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin (MDC) Berlin-Buch



Neues von Nati-Panni

Budapester Nashorn-Baby legt erfreulich an Gewicht zu

Fotos: Compound Eye Productions/Budapest



Kurz nach der Geburt schien es noch so, als nähme Lulu ihr Baby an...

92 Kilo bringt es bereits auf die Waage. Wie prächtig das Nashornbaby gedeiht, davon überzeugen sich die Besucher des Budapester Zoos täglich selbst. Über einen Bildschirm im Nashornhaus können Neugierige das acht Wochen alte Nashornkalb beobachten. Das durch künstliche Befruchtung gezeugte Weibchen kam am 23. Januar im Budapester Zoo zur Welt. Geburtsgewicht: 58 Kilo.

Für die Gewichtszunahme hat eine besondere Mixtur aus Kuhmilch, Wasser, Vitamin-tabletten und konzentrierten Milchproteinen gesorgt. Fünf Mal täglich füttern die Tierpfleger des Budapester Zoos das Nashornbaby mit der Flasche. „Die Nashornmutter Lulu war leider noch zu unerfahren, um das Baby anzunehmen“, sagt der Zootierarzt Viktor Molnár, der zusammen mit Endre Sós dem Tier auf die Welt half. Lulu habe ihren Nachwuchs anfangs freundlich aufgenommen, säugen wollte sie ihr Baby aber nicht. Das Füttern mit der Flasche klappte hingegen auf Anhieb. Gleich beim zweiten Versuch nuckelte das Nashornkalb, von der Mutter getrennt, an der Flasche.

Einen offiziellen Namen hat das kleine Nashorn noch nicht. Unter den Zoomitarbeitern kursiert aber ein Kosename. „Wir nennen sie Nati-Panni“, erzählt Victor Molnár. Der Name verbindet die südafrikanisch-unga-

rische Herkunft des Babys. Nati steht für die südafrikanische Provinz Kwazulu Natal. Die Nashornmutter ist dort geboren. Im alten Rom gehörte die heutige Fläche Ungarns zur römischen Provinz Pannonia. So entstand die Wortschöpfung Nati-Panni. Über den Rufnamen des Nashornbabys werden bald Kinder aus einem ungarischen Kinderdorf entscheiden. Sie dürfen Namen vorschlagen, die Zooverwaltung wird dann den besten unter den Vorschlägen auswählen.

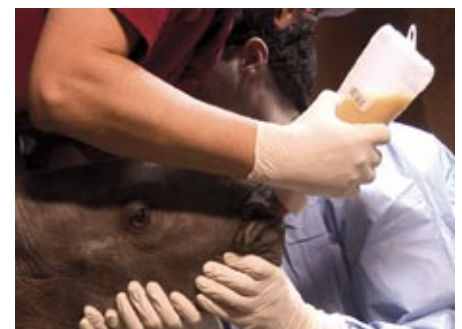
An die frische Luft darf Nati-Panni noch nicht. Erst in ein paar Wochen wird das Kalb ins offene Gehege des Nashornhauses entlassen. „Für das Baby ist die Infektionsgefahr noch zu groß“, sagt Molnár, der das Tier täglich in der geschlossenen Behausung untersucht. Bald schon wird Nati-Panni eine Spielgefährtin bekommen: eine Ziege soll dem Nashornbaby Gesellschaft leisten.

Das weltweit erste durch künstliche Befruchtung gezeugte Nashornkalb hat die ersten Monate gut überstanden. Für die Reproduktionsexperten des IZW ist das ein großer Erfolg. Im September 2005 hatten sie die Besamung durchgeführt, nachdem die Nashornmutter Lulu nur vier Wochen zuvor ein totes Kalb zur Welt gebracht hatte. Lulu war bereits im Jahr 2004 erstmals erfolgreich mit einer speziell für das Nashorn entwickelten Methode künstlich besamt worden. Drei

Wissenschaftler des IZW, Thomas Hildebrandt, Frank Göritz und Robert Hermes, hatten das Verfahren zur künstlichen Befruchtung beim Nashorn entwickelt.

„Wir haben uns von der großen Enttäuschung nach der Totgeburt nicht entmutigen lassen“, sagte IZW-Veterinär Dr. Robert Hermes, „und haben sofort an eine erneute Besamung gedacht.“ Denn mit ihrer ersten Trächtigkeit hatte die schon 25 Jahre alte Lulu bewiesen, dass sie noch fruchtbar ist.

Der jetzige Erfolg des IZW-Teams um Dr. Thomas Hildebrandt gelang nur durch enge Zusammenarbeit mit Tierärzten verschiedener europäischer Institutionen und Ingenieuren. Hormonspezialist Prof. Franz Schwarzenberger und Wildtieranästhesist Dr. Chris Walzer von der Veterinärmedizinischen Universität Wien, die Chirurgiemechanikfirma A. Schnorrenberg aus Berlin und die Medizintechnikfirma General Electric (GE) leisteten einen wesentlichen Beitrag zu diesem entscheidenden Durchbruch nach siebenjähriger Forschungsarbeit.



... doch jetzt müssen die Tierpfleger das Rhino füttern.

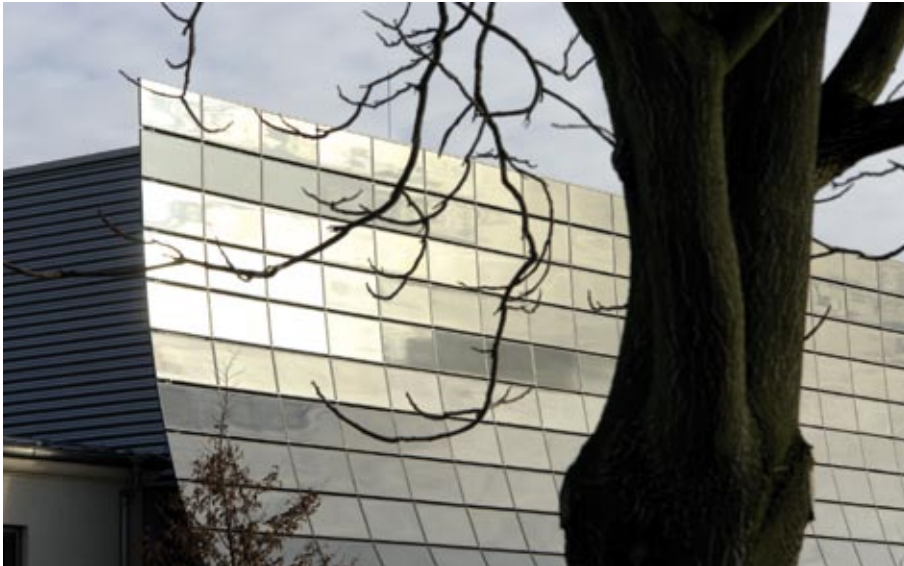
Die Forscher hoffen, die künstliche Besamung nun auch bei Nördlichen Breitmaulnashörnern (*Ceratotherium simum cottoni*) einsetzen zu können, einer der seltensten Tierarten auf unserer Erde. Von dieser Breitmaulnashorn-Unterart gibt es noch 4 Exemplare in freier Wildbahn und lediglich 5 zuchtfähige Tiere in Menschenhand. Der Einsatz der künstlichen Besamung könnte helfen, das Überleben dieser hoch bedrohten Tiere in menschlicher Obhut zu sichern.

Tania Greiner

Elegant und produktiv

Neue Solarwand am Ferdinand-Braun-Institut in Betrieb

Foto: Lothar M. Peter



Die neue Solarwand am FBH.

Seit Ende Januar ist die neue Solarwand am Ferdinand-Braun-Institut für Höchstfrequenztechnik in Adlershof in Betrieb. Die architektonisch auffällige Solarwand befindet sich an der Südfassade des Laborbaues, der zum Ferdinand-Braun-Institut für Höchstfrequenztechnik (FBH) gehört. Es handelt sich um die bislang größte Anlage der Firma Sulfurcell. Das Besondere daran: Den Strom liefern neuartige Solarzellen auf der Basis von Kupfer-Indium-Sulfid.

Betreiber der Solaranlage ist die Firma Dachland, die neuen Module kommen von dem Adlershofer Unternehmen Sulfurcell, einer Ausgründung aus dem Hahn-Meitner-Institut. Die elegant geschwungene Solarwand hat der Architekt Christian Matzke (Architekturbüro msp, Dresden) im Rahmen umfangreicher Neu- und Umbaumaßnahmen am FBH entworfen.

Die schwarz glänzende Solarwand ist rund 640 Quadratmeter groß (8 mal 80 Meter) und bringt etwa 39 Kilowatt Peakleistung (kWp). Das Besondere an ihr ist das Material, aus dem die einzelnen Photovoltaik-Module gemacht wurden: Es handelt sich nicht wie üblich um blau schimmerndes Silizium, sondern um eine anthrazitfarbene Schicht aus Kupfer, Indium und Schwefel. „Unsere Solarmodule bestehen im Inneren

aus hochaktiven dünnen Schichten, deren gleichmäßige Anthrazitfarbe das Ferdinand-Braun-Institut schmückt“, erklärt Sulfurcell-Chef Dr. Nikolaus Meyer. „In der Herstellung reduziert unsere Technologie drastisch den Material- und Energieaufwand, so dass Solarenergie in einigen Jahren wirtschaftlich werden kann. Die innovative Solaranlage am FBH zeigt bereits heute, wie in Zukunft gebaut werden wird.“ Für die Neuentwicklung wurde das junge Adlershofer Unternehmen erst kürzlich mit dem Innovationspreis Berlin-Brandenburg ausgezeichnet. „Die Module sehen nicht nur sehr gut aus, wir machen damit auch die Synergien am Standort Adlershof augenfällig“, sagt FBH-Direktor Prof. Günther Tränkle. Die Solarwand ist für das FBH auch ein Bestandteil seiner umweltfreundlichen Arbeitsweise – das Institut ist jüngst nach der Umweltnorm ISO 14001:2004 zertifiziert worden.

Die Solarwand war nach fünf Wochen Montagezeit kurz vor Weihnachten fertiggestellt worden. Der bisherige Betrieb verlief ohne jegliche Störung. Sie besteht aus insgesamt 732 einzelnen Modulen, davon sind zwei anlagenbedingt inaktiv. Jedes der aktiven Einzelmodule liefert 45 bis 60 Watt Leistung und misst 1,296 mal 0,656 Meter. Die Gesamtkosten beliefen sich auf rund 250.000 Euro. jz

Zu Gast auf der Grünen Woche

Zur Grünen Woche im Januar waren auch zwei FVB-Institute vertreten: das Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei (IGB) sowie das Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung (IZW). In Halle 21 a, am Stand der Naturschutzstation Malchow, gaben die Forscher Einblicke in ihre Arbeit.

Die Messebesucher bestaunten etwa Störe in einem Aquarium. Ein IGB-Projekt will den Europäischen Stör wieder in der Oder ansiedeln. In einer Beamer-Präsentation bekamen Besucher außerdem einen Überblick zu anderen IGB-Vorhaben. Trinkwasseraufbereitung durch Wasserpflanzen in China. Warum gibt es im Müggelsee fast nur noch eine Unterwasserpflanzenart? Wie verändern sich die Fließverhältnisse der Spree? Welche Folgen hat das für Fischlarven? Das sind nur einige der Fragen, denen die Forscher am IGB nachgehen.

Um ökologische Landschaftspflege ging es bei den IZW-Forschern. Zusammen mit der Naturschutzstation Malchow erforschen sie den Einfluss verschiedener Pflanzenfresser auf die Vegetation. Am Stand lernten die Besucher das Semireservat Schorfheide-Liebenthal kennen, wo etwa Przewalskipferde, Mufflons und Damhirsche das ganze Jahr über weiden. Was in Deutschland bislang nur erprobt wird, findet in anderen Ländern auf großen Flächen erfolgreich statt, so in den Niederlanden und England.

Den Abschluss bildete eine Podiumsdiskussion. Es debattierten: Robert Arlinghaus vom IGB sowie Klaus Scheibe und Anne Berger vom IZW. Moderator war Werner Reinhardt, Leiter der Naturschutzstation Malchow. tag

Wer mehr über Wildpferde erfahren möchte, kann am Samstag, 31. März (10 bis 17 Uhr), den Tag der offenen Tür im Haustierpark mit Wildpferdgehege Liebenthal besuchen.

Das IZW unterhält dort eine Forschungseinrichtung für Przewalskipferde. Sie kann ebenfalls besichtigt werden. Führungen von Dr. Anne Berger zu den Przewalski-Pferden um 11 und 14 Uhr.

Liebenthal bei Groß Schönebeck, Infos beim Bauernhof Arne Broja, Tel.: 033054-62411

Preis für intensive deutsch-japanische Zusammenarbeit

Prof. Dr. Klaus H. Ploog, emeritierter Direktor des Paul-Drude-Instituts für Festkörperelektronik (PDI), wird für seinen Beitrag zur Förderung der Wissenschaft und des deutsch-japanischen Verständnisses mit dem Eugen und Ilse Seibold-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ausgezeichnet. Mit dem Preis würdigt die DFG sein langjähriges Engagement zur Pflege des regelmäßigen Austausches von deutschen und japanischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, vor allem auf dem Gebiet der Halbleiterforschung. Die DFG ehrt neben Klaus H. Ploog auch den japanischen Bauingenieur Professor Dr.-Eng. Hideo Nakamura. Der Eugen und Ilse Seibold-Preis ist mit je 10.000 Euro dotiert.

Foto: Schuster



Schon bevor er Direktor des PDI wurde, hatte sich Klaus H. Ploog für die deutsch-japanische Zusammenarbeit stark gemacht: In zahlreichen Arbeitsaufenthalten an japanischen Forschungseinrichtungen knüpfte er intensive Kontakte mit japanischen Forschern. So war er als Leiter des Arbeitskreises Wissenschaft des Japanisch-Deutschen Zentrums in Berlin ehrenamtlich tätig. Weiterhin organisierte der renommierte Wissenschaftler mehrere deutsch-japanische Projekte und Workshops. Selbst nach seiner Emeritierung Ende September 2006 pflegt Professor Ploog seine Verbindungen nach Japan weiter: Von Oktober bis Dezember 2006 war er als Gastprofessor am Tokyo Institute of Technology tätig. Der Eugen und Ilse Seibold-Preis wird am 2. Mai 2007 um 17 Uhr im Deutschen Museum Bonn zum sechsten Mal verliehen. jz

Erneut zusätzliche Mittel

Vier Institute im Pakt-Verfahren erfolgreich

Der Pakt für Forschung und Innovation erweist sich insbesondere für die Institute des Forschungsverbundes Berlin als segensreich. In bislang jeder Runde waren Anträge von FVB-Einrichtungen erfolgreich – so auch in der neuesten Auswahl für 2008. Der Senatsausschuss Wettbewerb (SAW) der Leibniz-Gemeinschaft hat vier von sechs Anträgen aus dem Forschungsverbund zur Förderung empfohlen. Die letztendliche Entscheidung darüber trifft die Bund-Länder-Kommission (BLK). Auf zusätzliche Gelder hoffen können nach der SAW-Empfehlung nun das FBH, das IGB, das IKZ und das WIAS.

Der Antrag aus dem FBH trägt den Titel „Transfer Gallium-Nitrid Leistungs-ICs“, das

IGB war mit dem Projekt „Pharmazeutika in aquatischen Ökosystemen“ erfolgreich, aus dem IKZ war der Antrag mit dem Titel „Wachstum und Strain-Engineering von Pb-freien ferroelektrischen Schichten“ gekommen, und das WIAS reüssierte mit dem Vorhaben „Gekoppelte Strömungsprozesse in Energie- und Umweltforschung“.

Insgesamt waren es 61 Anträge (beantragtes Fördervolumen: rund 44 Millionen Euro) im Wettbewerbsverfahren, die der SAW bei seiner Sitzung am 13. und 14. Februar zu begutachten hatte. 31 davon empfahl er zur Förderung, deren Gesamtvolumen beträgt 21,8 Millionen Euro.

jz

Thomas Elsässer jetzt OSA-Direktor

Prof. Dr. Thomas Elsässer, Direktor am Max-Born-Institut für Nichtlineare Optik und Kurzzeitspektroskopie (MBI), ist seit Anfang Januar Direktor in der Optical Society of America (OSA). Drei neue Direktoren haben die Mitglieder der OSA auf ihrem letzten Jahrestreffen, das vom 8. bis 12. Oktober 2006 in Rochester (New York) stattfand, in das international besetzte 17-köpfige Gremium gewählt. Elsässer tritt sein Amt zusammen mit Lenore McMackin von der US-Firma nLine Corp und Philip Russell von der Universität Erlangen-Nürnberg an.

Die Optical Society of America zählt zu den international führenden Organisationen auf dem Gebiet der Optik. Sie fördert den Austausch zwischen Optik- und Photonik-Forschern weltweit, unterstützt technische Entwicklungen und setzt sich für die Verbesserung der Ausbildungswege ein.

Für das neue Direktorenamt hat sich Thomas Elsässer besonders drei Dinge vorgenommen: Er möchte sich stark machen für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit der Optik mit anderen Forschungsgebieten, zum Beispiel mit den Lebenswissenschaften, der Medizin



Foto: Günther

und Biotechnologie. Aufgabe der OSA sei es auch, so Elsässer, neue Netzwerke auf dem Gebiet der Optik zu gründen. Zudem müsse die OSA das Thema Optik noch stärker in die Öffentlichkeit tragen, zum Beispiel in Events an Schulen und in Vortragsreihen. tag

Gesamtbetriebsrat von Anfang an

Stets für die Interessen der Mitarbeiter Position bezogen

Sein 15. Jubiläum feiert in diesem Jahr auch der Gesamtbetriebsrat des Forschungsverbundes: Seine erste konstituierende Sitzung fand am 22. Juni 1992 im IKZ statt. Noch heute sind zwei der Gründungsmitglieder von damals aktiv dabei: Elke Zwirnmann als Betriebsratsvorsitzende im IGB, Ralph Ewers als Vorsitzender des MBI-Betriebsrates und noch immer Mitglied des GBR. Mit zwei Kollegen, die aktiv in der Koordinierungsgruppe aller Personal- und Betriebsräte der Leibniz-Gemeinschaft mitwirken, ist die Mitarbeitervertretung unseres Forschungsverbundes zu einer bundesweit gehörten und geachteten Stimme geworden.

Wie kam es damals? Es war durchaus nicht selbstverständlich, in allen Instituten und in der Gemeinsamen Verwaltung des gerade gebildeten Forschungsverbundes Betriebsräte zu wählen, denen das Betriebsverfassungsgesetz durchaus mehr Gewicht und Mitbestimmung zubilligt, als dies für die Personalräte der Hochschulen gilt. Gibt es in einem Unternehmen mehrere Betriebsräte, so war folgerichtig ein Gesamtbetriebsrat zu errichten. Der GBR musste Probleme aufgreifen, die mehr als ein Institut oder aber die Mitarbeiter des gesamten Forschungsverbundes betreffen, sollte die Tätigkeit der Einzelbetriebsräte sinnvoll koordinieren, ohne jedoch dabei den örtlichen Betriebsräten übergeordnet zu sein. So verstand sich dieses Gremium von Anfang an vor allem in seiner beratenden und unterstützenden Funktion.

Und wie sieht es heute aus? In den Gesamtbetriebsrat entsendet jedes Institut je nach Mitarbeiterzahl ein bis zwei Betriebsratsmitglieder. Und was haben wir erreicht? Sehr viel Energie wurde in die Auseinandersetzung um die unterschiedliche Bezahlung Ost / West investiert. Wir waren beteiligt in der Wahrung der Mitarbeiterinteressen bei der Einführung der Kosten-Leistungs-Rechnung, bei Mitarbeitergesprächen, in der Ausbildung und bei den Evaluierungen. Wir sind aktiv dabei, wenn es um die Einführung neuer elektronischer Systeme geht, die Gefahren des Missbrauchs in sich bergen. Wir begleiteten die Einführung des neuen Tarif-

vertrages. Der beabsichtigte Übergang des Ferdinand-Braun-Institutes zur Fraunhofer-Gesellschaft wurde vom GBR kritisch und mit Einholung von Rechtsbeistand unter die Lupe genommen, und wir freuen uns darüber, dass das FBH dem Forschungsverbund erhalten blieb.

Nicht alle Probleme konnten wir befriedigend lösen, immer waren sinnvolle Kompromisse gefragt. Um die Effektivität seiner Arbeit zu erhöhen, beschloss der GBR, ab September 2003 einen hauptamtlichen Vorsitzenden zu wählen. Seither ist vieles konkreter und berechenbarer geworden: Es gibt Schulungen für Betriebsratsmitglieder, Klausurtagungen, und wir sind in allen Diskussionen und Aktivitäten um die Abwendung der negativen Folgen des TVöD auf die Wissenschaft in vorderster Linie dabei. Wir stecken mittendrin in den Vorbereitungen zur leistungsorientierten Vergütung, werden sehr darauf achten, dass an den Mitarbeiter/innen bereits eingespartes Geld nicht verloren geht.

Soll der Gesamtbetriebsrat des Forschungsverbundes Berlin schon für die Einzelbetriebsräte die Möglichkeit bieten, über den Tellerrand zu schauen, so sieht er seine derzeitige Aufgabe auch darin, in der politischen Auseinandersetzung um die deutsche Forschungslandschaft im Sinne der über 1100 Mitarbeiter, die er zu vertreten hat, eindeutig Position zu beziehen.

Jürgen Priemer



Foto: Zens

Der Zoologe Dr. Jürgen Priemer wurde im Jahr 2003 Vorsitzender des Gesamtbetriebsrats des Forschungsverbundes Berlin. Er hatte vor seiner Freistellung für dieses Amt am IZW geforscht, wo er auch heute noch sein Büro hat. Priemer ist

der erste hauptamtliche Vorsitzende des GBR, zuvor war der Vorsitz im Rotationsverfahren jeweils für ein halbes Jahr vergeben worden. Er ist erreichbar unter 030 / 5168-402.

Erfahrung zahlt sich

endlich aus

Der Forschungsverbund Berlin wird es künftig leichter haben, qualifiziertes Personal für seine Institute zu gewinnen. Denn seit Kurzem ist es dem FVB möglich, außertarifliche Regelungen zum Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst anzuwenden. Das geht aus einem Schreiben hervor, das Finanzsenator Thilo Sarrazin (SPD) jüngst seinem für Bildung, Wissenschaft und Forschung zuständigen Kollegen Jürgen Zöllner (SPD) hat zukommen lassen.

Was verbirgt sich hinter den außertariflichen Regelungen? In erster Linie geht es darum, dass Wissenschaftler mit längerer Berufserfahrung diese Jahre in das neue Arbeitsverhältnis „mitnehmen“ können. Zunächst hatte der Tarifvertrag (TVöD) vorgesehen, bei Neueinstellungen ab einer gewissen Entgeltgruppe (9) zwingend die Eingangsstufe zu vergeben. Im Klartext: Bei einem Wechsel des Arbeitsplatzes wurde man wie ein Berufsanfänger behandelt, egal, welche Erfahrung man hatte. Dieser Statusverlust ist einhergegangen mit einem geringeren Gehalt; die Differenzen bedeuteten in Einzelfällen mehrere hundert Euro pro Monat. Unter solchen Voraussetzungen war es schier unmöglich, qualifizierte Leute zu gewinnen. Durch das Schreiben von Thilo Sarrazin ist dieser Missstand behoben.

Außerdem ermöglicht die außertarifliche Ermächtigung dem Forschungsverbund, Wissenschaftlern Zulagen zu gewähren: sei es für besondere Leistungen, sei es, um sie am Institut zu halten oder um sie überhaupt erst einmal für die Aufgabe gewinnen zu können. Dies ist in anderen Wissenschaftsorganisationen – etwa Max Planck oder Helmholtz – längst Praxis. Leibniz-Institute waren mit dem TVöD ohne die Ermächtigung klar benachteiligt.

Auch das ist jetzt vom Tisch. „Wir danken ganz persönlich Thilo Sarrazin und Jürgen Zöllner, dass sie uns nun endlich diese Möglichkeiten einräumen“, sagt FVB-Geschäftsführer Falk Fabich. Der Leiter des Bereichs Personal, Stephan Junker, fügt hinzu: „Ohne die Unterstützung aus dem Bundesforschungsministerium hätten wir es schwer gehabt, unsere Auffassung durchzusetzen.“

jz

Das neue Logo des Forschungsverbundes Berlin e.V.
lehnt sich in Farbe und Form ...

13°



Pantone 286

Forschungsverbund Berlin e.V.

Syntax Bold

... an das seit längerem bestehende
Logo der Leibniz-Gemeinschaft an.



**Leibniz
Gemeinschaft**